GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen'

Dölling, Irene

2006

https://doi.org/10.25595/28

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Dölling, Irene: *Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen'*, in: Vogel, Ulrike (Hrsg.): Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2006), 116-124. DOI: https://doi.org/10.25595/28.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Ulrike Vogel (Hrsg.)

Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung

Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität

VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN

MS 3010 V449 W4

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt mit freundlicher Förderung der Bernhard und Ursula Plettner-Stiftung
im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft

Humboldt-Universität
Universitätsbibliothek
zu Berlin

1. Auflage Mai 2006

Alle Rechte vorbehalten
© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2006

Lektorat: Frank Engelhardt

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.
www.vs-verlag.de

RESPECT COPYRIGHT ENCOURAGE CREATIVITY

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Satz: Sandra Glasenapp, Katharina Maertsch
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips bv, Meppel
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in the Netherlands

ISBN-10 3-531-14966-0
ISBN-13 978-3-531-14966-0

H/i v/2006-35785

Inhalt

Vorwort

Ulrike Vogel
Zur Konzeption der Veröffentlichung 9

Autobiographische Notizen

Rosemarie Nave-Herz
Biographische Notizen 17

Ingrid N. Sommerkorn
Mein Werdegang als Soziologin in der Wissenschaft 23

Regina Becker-Schmidt
Anstiftungen zum Feminismus 33

Ute Gerhard
Wie ich Soziologin wurde – eine Rekonstruktion 50

Helga Krüger
Endlos Studieren. Zum Spannungsverhältnis von Widerstand
und Verstummen, Engagement und Leistung 61

Sigrid Metz-Göckel
Wissenschaftsbiographischer Selbstversuch: Versuch, mir die Welt
soziologisch zu erklären 73

Ulrike Vogel
Mein Weg in die Soziologie und zur Geschlechterforschung 90

Ilse Dröge-Modelmog
Wissenschaftliche Biographie 100

Irene Dölling
Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen' 116

Carol Hagemann-White
„Wege und Brücken" 125

Marianne Rodenstein
Tanz auf verschiedenen Hochzeiten! Stadtsoziologie,
Gesundheitsforschung und die Geschlechterfrage 138

Eva Senghaas-Knobloch
Soziologisch informiert die Vorstellungskraft für eine weniger
gewaltträchtige (Welt-)Gesellschaft entfalten 152

Karin Flaake
Frauen- und Geschlechterforschung als Prozess der
Selbstveränderung – berufliche Entwicklungen im Schnittpunkt
von Soziologie, Psychoanalyse und Frauen- und Geschlechterforschung 166

Gudrun-Axeli Knapp
Geradlinige Umwege 178

Tilla Siegel
Curriculum Vitae – mit Blick hinter die Kulissen 190

Sabine Gensior
Vom Fremdsein zum Engagement in der Profession 202

Elisabeth Beck-Gernsheim
Wie ich zur Soziologie kam und wie ich Professorin wurde 214

Doris Janshen
Tempus fugit, Gender bleibt. Zur un-disziplinierten Faszination
an den Geschlechterverhältnissen 222

Helgard Kramer
Eine Biographie der 1968er Generation 231

Ilona Ostner
Dabei und doch nicht mittendrin – mein Weg in die Wissenschaft 243

Ilse Lenz
Geschlechtergrenzen in Bewegung.
Ein halbes Leben in der internationalen Genderforschung 250

Hildegard Maria Nickel
Biographische Notiz 261

Ursula Müller
Leben lernen, forschen gehen. Eine autobiographische Beschreibung 274

Nachwort

Ulrike Vogel
Frauen- und Geschlechterforschung und die Soziologie 289

Zu den Autorinnen 309

Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen'

Irene Dölling

Formal ist meine ‚Flugbahn' im wissenschaftlichen Feld gekennzeichnet durch einen mehrfachen Wechsel der Disziplin, der z. T. meinen eigenen Wünschen entsprach, z. T. verbunden ist mit einem Wechsel in eine andere Wissenschaftskultur nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Seit 1994 nehme ich die Professur für Frauenforschung an der Universität Potsdam wahr, die bei der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät verankert ist und mit der ‚Soziologie der Geschlechterverhältnisse' für einen obligatorischen Schwerpunkt in der dortigen Soziologie-Ausbildung verantwortlich zeichnet. Seit 1985 hatte ich am Institut für Kulturwissenschaft und Ästhetik der Humboldt-Universität zu Berlin eine Professur für Kulturtheorie inne. Unmittelbar nach einem Studium der Philosophie und Bibliothekswissenschaft von 1961 bis 1966 an der Humboldt-Universität habe ich von der Philosophie zur Kulturwissenschaft gewechselt, dort promoviert und mich habilitiert. Inhaltlich habe ich meist Forschungsthemen gewählt, die ein Arbeiten ‚zwischen den Disziplinen' bzw. ein Verknüpfen von Konzepten und Methoden verschiedener Wissenschaften notwendig machten. Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung habe ich seit Ende der 1970er Jahre in meine – damals kulturwissenschaftlichen – Lehr- und Forschungstätigkeiten eingebracht.

Soziologisch gesehen gehöre ich zu den sozialen AufsteigerInnen (oder ‚Überläufern' nach Bourdieu[1]). Ich wurde am 23. Dezember 1942 in Leicester/England geboren, wohin meine Eltern – Sudetendeutsche mit tschechoslowakischem Pass, Kommunisten und aktive Widerständler gegen das Naziregime – 1939 emigriert waren. Ihr kulturelles Kapital war gering: mein Vater hatte eine 8-klassige ‚Bürgerschule' abgeschlossen, meine Mutter nach vier Jahren den Schulbesuch abgebrochen, weil sie als Älteste von 6 Kindern Hausfrauenpflichten anstelle ihrer kranken Mutter einnehmen musste. Beide waren Arbeiter – mein Vater hatte noch bei seinem Vater das Leineweben erlernt und später das Linsen-/Prismenschleifen bei Carl Zeiss Jena, meine Mutter war Strickerin. Seit den 1930er Jahren arbeitete mein Vater hauptamtlich in der Textilarbeitergewerkschaft, eine Tätigkeit, die er ab 1946 in der SBZ/DDR wieder aufnahm. ‚Bildungsfern' nach soziologischem Vokabular, haben meine Eltern viel gelesen und verfügten über eine relativ große Bibliothek; vor allem aber ermunterten sie ihre beiden Kinder, sich bietende Bildungsmöglichkeiten wahrzunehmen, Abitur zu machen und zu studieren. Sie haben mir praktisch vorgelebt, sich über große und kleine soziale Ungerechtigkeiten zu empören, sie nicht als unveränderlich zu nehmen und insbesondere nach ihren sozialen Ursachen zu fragen. Ich gehöre nach sozialer Herkunft und Alterskohorte zu denjenigen, denen sich in der DDR der 1960er Jahre Wege sozialen Aufstiegs eröffneten. Nach dem Abitur begann ich im September 1961 an der Berliner Humboldt-

Universität das Studium der Bibliothekswissenschaft und Philosophie. Während ich Bibliothekswissenschaft bald nur pro forma weiterstudierte und meinen langjährigen Berufswunsch ad acta legte, nahm mein Interesse an Philosophie kontinuierlich zu, wenngleich ich ein Gefühl des Fremdseins nie los wurde. Anfang der 1960er Jahre war die Philosophie-Ausbildung bereits durch Lehrende dominiert, die sich als Marxisten verstanden, marxistische Philosophie stand im Zentrum, sie galt als Höhe- (und quasi End-)Punkt philosophischen Denkens. Dies schloss freilich zu dieser Zeit eine relativ umfängliche Ausbildung in formaler Logik und vor allem in der Geschichte der Philosophie nicht aus, auch spielten philosophische Probleme der Naturwissenschaften und der technischen Entwicklung eine Rolle. In der zunehmenden Ideologisierung der marxistischen Philosophie als ‚Weltanschauung der (siegreichen) Arbeiterklasse' bekam die traditionelle Distanziertheit der Philosophie zu den ‚Niederungen' der sozialen Wirklichkeit einen eigentümlichen, gleichermaßen realitätsfernen wie -verschleiernden Ausdruck. In einem spannungsreichen Verhältnis dazu standen für mich die Habitus und Denkweisen einiger (weniger) Professoren: vor allem Wolfgang Heise hat mich in seinen Vorlesungen zur Geschichte der Philosophie und Ästhetik mit seinen profunden historischen, wissenschafts- und kunstgeschichtlichen Kenntnissen und seiner Fähigkeit, in einer historisch-materialistischen Gesellschafts-Analyse die Eigenlogik kulturell-geistigen Produzierens herauszuarbeiten und damit die Begrenztheiten eines ‚Ableitungsmarxismus' aufzuzeigen, Maßstäbe wissenschaftlichen Arbeitens vermittelt. Insbesondere aber hat er – etwa mit seinem Aufsatz von 1965 über ‚Entfremdung im Sozialismus' – die Rolle des ‚kritischen Intellektuellen' vorgelebt, der sich, bei aller grundsätzlichen Zustimmung zum Sozialismus-Projekt, das eigenständige Denken bewahrt und politische Konflikte durchsteht, die das Benennen von Widersprüchen, von Interessensgegensätzen und -verletzungen in der ‚realsozialistischen' Praxis mehr oder weniger zwangsläufig nach sich zog. Er war für mich als Studentin ein ‚Leuchtturm' im Sinne einer ‚Orientierungshilfe' (Bourdieu[2]) im wissenschaftlichen Feld und im Verhältnis zum Feld der Macht und ist es auch als Kollege bis zu seinem Tod 1987 geblieben.

Anfang der 1960er Jahre entwickelte sich in der DDR aus der Philosophie die Kulturwissenschaft als eine eigenständige Disziplin; wenige Jahre darauf auch die Soziologie. Beide eröffneten neue, wenn auch politisch-ideologisch begrenzte Möglichkeiten, stärker soziale Prozesse in ihrer Komplexität und Widersprüchlichkeit zu untersuchen, als dies in der ‚marxistischen' Philosophie der Fall war. Politisch gewollt, um die Notwendigkeit einer ‚Kulturrevolution' bzw. die Entwicklung eines ‚neuen Menschen' zu begründen und damit ebenso wie die Philosophie stark von Ideologismen geprägt, eröffnete die Kulturwissenschaft dennoch einen Raum für die theoretische Konzeptualisierung individueller Subjektivität, ihrer Eigentümlichkeit in Relation zu konkreten Lebensbedingungen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Anknüpfend einerseits an die Auffassung des Historischen Materialismus,

dass die Menschen primär das Resultat der in ihrer sozialen Praxis geschaffenen Umstände sind, richtete Kulturwissenschaft andererseits ihren Blick gerade auf die kulturell-symbolische Dimension praktischer Tätigkeit, auf Besonderheiten und Eigenlogik der Persönlichkeitsentwicklung, auf die Differenz von sozialen Interessen und individuellen Bedürfnissen, auf Sexualität und Körperlichkeit, auf die Bedeutung von Künsten für die Orientierung der Sicht von Individuen wie sozialer Gruppen ‚auf die Welt'.

Mich hatten schon während des Studiums die philosophischen Debatten um das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft besonders interessiert; das Angebot, nach dem Examen am Institut für Kulturwissenschaft und Ästhetik an der Konzipierung einer Kulturtheorie forschend und lehrend mitzuarbeiten, nahm ich daher sehr gerne an. In den folgenden Jahren habe ich mich im Zuge der Arbeit an der Dissertation intensiv mit den ersten Publikationen der damals in der DDR gerade etablierten Sozialpsychologie und – dadurch angeregt – mit der sowjetischen Psychologie-Schule von Rubinstein und Leontjew beschäftigt mit dem Ziel, die Eigentümlichkeit individuellen praktischen Handelns in einer Theorie der Persönlichkeit zu konzeptualisieren, die mit der Besonderheit ihres Gegenstandes zugleich immanenter Bestandteil einer Gesellschaftstheorie ist, die die objektive und subjektive Dimension sowie die Widersprüchlichkeit sozialer Prozesse, nicht zuletzt der ‚realsozialistischen' Wirklichkeit reflektiert. Diesen Ansatz habe ich nach der Promotion (1970) unter verschiedenen Aspekten weiterverfolgt. In meiner Habilitationsschrift (Dr. sc. phil., 1975) beschäftigte mich insbesondere, welchen Einfluss die – nach damaliger Terminologie – ‚biologische Konstitution' auf die Gesellschaftlichkeit der Individuen, die Entwicklung ihrer Bedürfnisse, die Grenzen ihrer psychophysischen Belastbarkeit hat und welche Kriterien für die praktische Gestaltung ihrer Lebensbedingungen sich daraus formulieren lassen. Das Thema mag auf den ersten Blick befremdlich klingen, aber es gab zu dieser Zeit durchaus einflussreiche Positionen, etwa in den Erziehungswissenschaften, die die These, dass der Mensch ein gesellschaftliches Wesen sei mit der Schlussfolgerung verknüpften, dass deshalb seine Körperlichkeit, seine ‚biologische Konstitution' keinen Bedeutung hätte für individuelle Entwicklung bzw. für eine Persönlichkeitstheorie. Neben empirischen arbeitspsychologischen Forschungen – u. a. zu Auswirkungen des Biorhythmus auf Gesundheit und Lebensqualität von Schichtarbeitern – vermittelte mir in dieser Zeit vor allem die mit der westdeutschen Studentenbewegung verbundene Wiederentdeckung der Schriften Wilhelm Reichs, der Debatten um das Verhältnis von Marxismus und Psychoanalyse in den 1920er und beginnenden 1930er Jahren wichtige Anregungen. Die Schriften Freuds, die spannungsvolle Rezeption der Psychoanalyse im Marxismus von den 1920er Jahren bis hin zu aktuellen Debatten in Frankreich und der Bundesrepublik in den 1970er Jahren waren Entdeckungen für mich – insbesondere was die Rolle von Sexualität für die Konstituierung von Gesellschaftlichkeit und Subjektivität der Individuen betrifft. Auch

wenn die These von der unterdrückten Sexualität und vom emanzipatorischen Potenzial einer ‚befreiten' Sexualität aus heutiger Sicht stark zu relativieren ist – sie schärfte zunächst durchaus meinen Blick für Geschlechterdifferenzen, für ein Verständnis von Sexualität (auch) als ein historisch-gesellschaftlich produziertes Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen, das mit hierarchisierenden Formen von sozialen Arbeitsteilungen zwischen den Geschlechtern korrespondiert. Der Anstoß dafür, mich der ‚kulturtheoretischen Analyse von Geschlechterbeziehungen' (wie der Titel meiner ersten einschlägigen Publikation 1980 lautete) zuzuwenden, kam aber nicht aus meiner Beschäftigung mit der Psychoanalyse bzw. der Lektüre der Arbeiten von Sexualwissenschaftlern wie z.B. Volkmar Sigusch. Unmittelbarer Anstoß waren vielmehr die 1977 erschienenen Protokolle der Gespräche, die die Schriftstellerin Maxie Wander mit Frauen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Schichten über ihre Lebensbedingungen in der DDR, ihre Erfahrungen mit Arbeits-, politischen und Liebesverhältnissen geführt hatte. Was hier an Diskrepanzen und Widersprüchlichkeiten zwischen der proklamierten Gleichberechtigung und erfahrenen Ungleichheiten und Abhängigkeiten sichtbar wurde, regte mich an, den strukturellen Ursachen dafür nachzugehen, also nach dem Verhältnis der Geschlechter in seiner Homologie zu Produktions- und Austauschverhältnissen der ‚realsozialistischen' Gesellschaft zu fragen, aber auch stärker als bisher solche theoretischen Überlegungen mit der Analyse empirischer Befunde zu verknüpfen. Letzteres wurde auch dadurch angeregt und erleichtert, dass in diesen Jahren die Soziologie zunehmend Anerkennung gewann und in etlichen empirischen Untersuchungen – auch wenn diese für die Publikation politisch ‚frisiert' und in ihren Befunden abgemildert waren – Einblicke in die Lebensbedingungen verschiedener sozialer Schichten, in Arbeitsbedingungen, Zeitbudgets, in soziale Ungleichheiten und ihre Reproduktionsmodi und nicht zuletzt in Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern ermöglichten. Die Reaktionen innerhalb der Kulturwissenschaft auf meinen ersten Artikel zur ‚Frauenfrage' reichten von Abwehr, Desinteresse bis zu abfälligem Lächeln – der Rat allerdings, der mir bei dieser Gelegenheit gegeben wurde, nämlich einen Arbeitskreis zu gründen für diejenigen (Frauen), die sich mit solch randständigen Problemen befassen wollten, stellte sich als hilfreich und produktiv heraus. Dieser Arbeitskreis, der von 1980 bis 1989 existierte und unter meiner Leitung in der Regel in meiner Wohnung monatlich tagte, gab Wissenschaftlerinnen verschiedener Disziplinen – neben der Kulturwissenschaft waren u. a. Soziologie und Literaturwissenschaft vertreten – und verschiedener akademischer Institutionen den Rahmen, über ‚kulturhistorische und kulturtheoretische Aspekte von Geschlechterverhältnissen', wie sich der halboffizielle Arbeitskreis nannte, zu diskutieren. Neben der Interpretation empirischer Befunde, die uns zugänglich waren und vor allem die ‚Doppelbelastung' erwerbstätiger Frauen, geschlechtsspezifische Segmentierungen der Erwerbssphäre und hierarchische Arbeitsteilungen in der Familie aufzeigten, kreisten unsere Diskussionen vor allem

um ein gesellschaftstheoretisches Verständnis von Geschlechterverhältnissen und darum, wie dieses in unsere Forschungs- und Lehrtätigkeiten integriert werden könnte. Dabei spielte die gemeinsame Lektüre feministischer Literatur, wie sie zu diesem Zeitpunkt vermehrt auch in der Bundesrepublik publiziert wurde, spielten dann auch persönliche Kontakte zu westdeutschen Frauenforscherinnen eine gewichtige Rolle. Die Einladung etwa von Regina Becker-Schmidt und Axeli Knapp zu einer Konferenz und später zu einem zweitägigen Seminar mit Studierenden ans Institut für Kulturwissenschaft, wo sie – gegründet auf die empirischen Befunde ihrer Studie über die lohnabhängigen Mütter (bei Volkswagen) ihr Konzept einer kritischen sozialwissenschaftlichen Frauenforschung vorstellten (mit dem unsere Überlegungen viele Gemeinsamkeiten aufwiesen), war für uns nicht nur eine intellektuelle Bereicherung, ihr Auftreten wirkte auch als öffentlich gemachte Unterstützung und Anerkennung unseres, von offizieller Seite skeptisch beäugten ‚Feminismus'.

In einer Zeit, da die Verhältnisse in der DDR generell und auch in der Wissenschaft zunehmend ‚bleiern' wurden, war die Hinwendung zur Frauenforschung durchaus eine ‚Nische', in der frau zwar nicht unbedingt wissenschaftliche Anerkennung finden, aber ein Stück weit eigenständiges Denken und Arbeiten bewahren konnte – insbesondere wenn man wie ich als Dozentin (vergleichbar etwa mit einer C3-Professur) und ab 1985 als Professorin Hochschullehrerstatus hatte, also meine Lehr- und Forschungsgegenstände weitgehend selbst bestimmen konnte. Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre las ich erstmals Arbeiten von Pierre Bourdieu – den ‚Entwurf einer Theorie der Praxis', die ‚Feinen Unterschiede' – und war sehr angetan sowohl von seinen Überlegungen zu einer ‚praxeologischen Erkenntnis' als auch von seinen soziologischen Analysen des Zusammenhangs von Positionierung in einem sozialen Raum, kulturellen Klassifikationen und individuell-habituellen ‚Stellungnahmen'. Seine wissenschaftliche Denkweise, die Klaus Eder später als ‚kulturtheoretische Wende der Soziologie' bezeichnet hat, empfand ich als maßstabsetzend auch für kulturwissenschaftliches Arbeiten.

Als Kulturwissenschaftlerin interessierten mich in unseren Debatten um Geschlechterverhältnisse neben den gesellschaftstheoretischen Aspekten insbesondere Geschlechtsklassifikationen, Frauen- und Männerbilder und ihre normierenden, orientierenden Wirkungen im individuellen Handeln. Nicht zuletzt die Protokolle Maxie Wanders hatten anschaulich die Widersprüche zwischen dem propagierten Bild der gleichberechtigten, emanzipierten Frau ‚im Sozialismus' und den praktischen Erfahrungen wie den (stereotypisierenden) Weiblichkeitsvorstellungen sichtbar gemacht, mit denen die befragten Frauen ihren konflikthaftreichen Erfahrungen einen individuellen Sinn gaben. Die Möglichkeit zu empirischer Forschung, vor allem zu Befragungen und Interviews, war in der DDR sehr begrenzt. Nicht nur war der dafür zugelassene Personenkreis auf wenige Disziplinen und Institutionen

beschränkt, auch Fragebögen, Erhebung und Auswertung der Daten waren an aufwendige und zensurierende Genehmigungsverfahren gebunden. Um unter diesen Bedingungen meinen Wunsch nach empirischer Forschung zu kulturellen Geschlechterbildern und -normen nicht aufgeben zu müssen, habe ich Mitte der 1980er Jahre mit einem Projekt zu Frauen- und Männerbildern in DDR-Zeitschriften begonnen. Die Lektüre der Arbeiten feministischer Kunsthistorikerinnen, Kontakte und Debatten mit Kunstwissenschaftlerinnen in Ost und West, um mein Verständnis für die mächtige ‚Sprache' von Bildern und die Spezifik des Mediums der Fotografie so zu qualifizieren, dass ich die so beiläufigen wie allgegenwärtigen ungleichen Arbeitsteilungen und Hierarchien zwischen den abgebildeten Frauen und Männern analytisch ‚sichtbar' machen konnte, waren für mich ein anregender Ausflug in wieder eine andere Disziplin. Die Ergebnisse konnten in Buchform erst 1991, als es die DDR schon nicht mehr gab, publiziert werden – aber auf den ‚cultural turn' in der (sozialwissenschaftlichen) Frauen- und Geschlechterforschung in den 1990er Jahren war ich durch dieses Projekt ganz gut vorbereitet. Ebenso erwiesen sich die langjährige Beschäftigung mit Geschlechterverhältnissen und Frauenforschung und das DDR-spezifische Verständnis von Kulturwissenschaft als eine gesellschaftstheoretische Disziplin 1989/90 als günstige Bedingungen für die Positionierung in einem sich verändernden Wissenschaftsfeld bzw. für meinen späteren Wechsel zur Soziologie.

In unserem Arbeitskreis hatten wir schon länger über Möglichkeiten diskutiert, den zunehmend als unbefriedigend empfundenen halboffiziellen Status zu überwinden. Im Frühjahr 1989 hatte ich deshalb Kontakt mit der Universitätsleitung aufgenommen, um die Chancen für die Etablierung und Vernetzung von Frauenforschung an der HUB zu erkunden. Die Reaktion war überraschend positiv, allerdings tat sich zunächst über verbale Zusagen hinaus praktisch nichts. Ab Mitte Oktober 1989 kam es auch an der Humboldt-Universität zu ersten strukturellen Veränderungen. Wir nutzten die Gunst der Stunde, um unser lange vorbereitetes Projekt umzusetzen und gründeten Anfang Dezember das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung, dessen Leitung ich für die nächsten 2 Jahre übernahm. Unter Mitwirkung relativ vieler Wissenschaftlerinnen organisierten wir nicht nur Diskussionen, Ringvorlesungen, erste gemeinsame Forschungsprojekte, wir konnten auch bei der Überarbeitung von Studiengängen 1990/91 in einigen Disziplinen die Verankerung von Frauenforschung (z.B. in Sozialwissenschaft, Kulturwissenschaft, Germanistik) erreichen. Dies schuf auch günstige Ausgangsbedingungen dafür, dass bei der Evaluierung und Neukonstituierung der Fächer und Studiengänge ab 1992/93 einige Professuren mit einem Geschlechter-Schwerpunkt eingerichtet werden konnten. Für die meisten der in der Anfangsphase engagierten Wissenschaftlerinnen am ZiF bedeuteten diese Umstrukturierungen und Neubesetzungen allerdings das Aus. Ich selbst konnte mein Verbleiben im universitären Feld durch

eine Berufung auf die Professur für Frauenforschung sichern, die an der Universität Potsdam v. a. von ostdeutschen Wissenschaftlerinnen erkämpft worden war.

Seit sich 1989/90 die gesellschaftlichen Veränderungen immer deutlicher abzeichneten – die, so unsere damalige Hoffnung, auch zu einer Veränderung der Geschlechterpolitik führen würden – war für mich klar, dass der Schwerpunkt meiner Forschungsarbeit auf den gesellschaftlichen Transformationsprozessen mit ihren Auswirkungen auf Geschlechterverhältnisse bzw. die Situation der Frauen in den neuen Ländern liegen würde. Mein langjähriges Interesse an der subjektiv-individuellen Dimension sozialer Wirklichkeit orientierte auch die Projekte der folgenden Jahre. Wie Frauen (und Männer) die gesellschaftlichen Umbrüche und die neuen Verhältnisse konkret, in ihrem Arbeits- und familiären Alltag erleben, wie sie sich dazu mit ihren individuellen Handlungs- und Deutungsmustern ins Verhältnis setzen, welchen ‚Eigensinn' sie in dieser biographisch vermittelten ‚Stellungnahme' zu veränderten Lebensbedingungen und Anforderungen entwickeln und behaupten, welche Spielräume und Grenzen ihnen dafür die in der DDR praktizierten Geschlechterarrangements aber auch die angeeigneten normativen Vorstellungen von Gleichberechtigung eröffnen bzw. setzen, schließlich auch, wie gesellschaftstheoretisch Unterschiede und Gemeinsamkeiten in ost- und westdeutschen Geschlechterverhältnissen ausgemacht und begründet werden können – das waren und sind die Fragen, die mich seither in mehreren Projekten beschäftigt haben. Die Tagebücher, die ca. 60 ostdeutsche Frauen und (einige) Männer im Herbst 1990, zwischen Währungsunion und ersten gesamtdeutschen Wahlen, geschrieben haben sowie die Aufzeichnungen über wichtige Stationen ihres weiteren Lebens, die sie mir 1994 und 1997 zur Verfügung stellten, waren eine empirische Fundgrube für das Entdecken unterschiedlicher Strategien, mit denen (vor allem) Frauen unterschiedlichen Alters und sozialer Positionierung mit den neuen Herausforderungen umgingen. Ihre Analyse war aber auch eine konzeptionelle und methodische Herausforderung an mich insofern ich mir u. a. Kenntnisse der Biografieforschung und qualitativer Methoden aneignen musste.

1997/98 hatte ich Gelegenheit, am Antrag auf die Einrichtung eines Schwerpunktprogramms „Professionalisierung, Organisation, Geschlecht. Zur Reproduktion und Veränderung von Geschlechterverhältnissen in Prozessen sozialen Wandels" bei der DFG mitzuarbeiten, was für mich u. a. das Einarbeiten in soziologische Organisationstheorien mit sich brachte. Dies und die Tatsache, dass meine Professur an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät verankert ist, die einen Schwerpunkt Verwaltungswissenschaft hat, veranlasste mich, nochmals einen Gegenstandswechsel vorzunehmen. In einem über vier Jahre von der DFG geförderten Projekt habe ich mit einer kleinen Gruppe von WissenschaftlerInnen und StudentInnen am Beispiel einer Ostberliner Bezirksverwaltung untersucht, ob und in welcher Weise die Modernisierung der (Kommunal-)Verwaltung Chancen für den Abbau von Geschlechterhierarchien in der Arbeitsorganisation eröffnet.

Ausgehend von einem akteurszentrierten Organisationsverständnis und mit einem analytischen Blick auf die biographie- und feldabhängigen Habitus der (vor allem ost-deutschen) ReformakteurInnen hat uns neben feststellbaren Vergeschlechtlichungen in arbeitsorganisatorischen Strukturen und unternehmenskulturellen Leitbildern vor allem das ‚Geschlechter-Wissen' der Führungskräfte als eine (subjektive) Ressource dafür interessiert, ob die praktische Realisierung der Reformziele als eine Möglichkeit des Abbaus von Geschlechterhierarchien in der Organisation wahrgenommen wird/werden kann oder auch nicht.

Mein Wechsel zur Soziologie fiel in eine Zeit, da die Soziologie ihre Position als ‚Leitwissenschaft' verloren hatte, Makrotheorien und Gesellschaftskritik an Bedeutung verloren gegenüber mikrosoziologischen, handlungs- und akteurszentrierten, empirisch orientierten Forschungen. Auch in der (sozialwissenschaftlichen) Frauen- und Geschlechterforschung ließen sich nach dem ‚linguistic turn' bzw. dem ‚cultural turn', mit stärkerem Blick auf die Prozesse des (interaktiven) Herstellens von Geschlecht ähnliche Entwicklungen beobachten. Dies kam und kommt mir – entsprechend meinen langjährig verfolgten wissenschaftlichen Interessen – einerseits entgegen, andererseits empfinde ich es (zunehmend) als einen Mangel, dass in der Soziologie im allgemeinen wie in der Frauen- und Geschlechterforschung im besonderen die gesellschaftstheoretisch orientierte Debatte relativ schwach entwickelt ist, die auf die aktuellen Umbrüche in der ‚Moderne' reagiert, durch die auch bisherige ‚passende' soziologische Konzepte und Begriffe ‚veralten'.

25 Jahre Beschäftigung mit Frauen- und Geschlechterforschung, des Bemühens, die Geschlechterperspektive in die kultur- bzw. sozialwissenschaftliche Lehre und Forschung einzubringen, lassen mich im Rückblick eine ambivalente Bilanz ziehen. Fokussiere ich meinen Blick auf die wissenschaftliche Arbeit, auf die theoretischen Debatten, auf die entstandenen Netzwerke und Freundschaften und die, zwar nicht reibungs- und konkurrenzfreien, dennoch im Wesentlichen produktiven und solidarischen Formen der Kooperation unter Frauen- und Geschlechterforscherinnen, kann ich persönlich nur von Glück sagen, diese Entscheidung getroffen zu haben. Ziehe ich andererseits in Betracht, wie viele Kämpfe und Energien die – zudem oftmals vergeblichen – Versuche mich gekostet haben, einschlägige Lehrangebote in Studiengänge zu integrieren, Frauen- und Geschlechterforschung institutionell an der Universität zu verankern, Forschungsergebnissen Anerkennung in der scientific community zu verschaffen und mit dem personellen wie fachlichen Minderheitenstatus praktisch-alltäglich umzugehen, finde ich den Preis, den ich – wie wohl viele andere Frauenforscherinnen der ersten Generation – für diesen ‚Aufbruch' zu zahlen hatte/habe, (zu) hoch.

Zur positiven Bilanz gehört, dass Frauenforschung bzw. ‚Gender-Studies' im letzten Jahrzehnt ein ganzes Stück vom Rand weg und hin zur Mitte des (sozial-) wissenschaftlichen Feldes gerückt sind – die Einrichtung von Studiengängen, Graduiertenkollegs sowie die – ansatzweise – Integrierung ihrer Konzepte und Resulta-

te in den so genannten Main Stream belegen dies eindrucksvoll. Zugleich ist nicht zu übersehen, dass theoretische Ansätze wie empirische Befunde der Frauen- und Geschlechterforschung bis heute in Lehre und Forschung ignoriert werden können, ohne dass dies die akademische Reputation beeinträchtigen würde.

Für die nächste Zeit sehe ich die (sozialwissenschaftliche) Frauen- und Geschlechterforschung vor allem vor zwei Herausforderungen gestellt. Zum einen wird sie – angesichts von Mittelkürzungen, einer ‚Ökonomisierung' der universitären Lehre und Forschung und eines damit einhergehenden tendenziellen Bedeutungsverlusts von Sozial- und Geisteswissenschaften im universitären/wissenschaftlichen Feld – darum kämpfen müssen, ihre bisher errungenen Positionen zu halten. Zum anderen und vor allem wird sie sich inhaltlich in diesem sich verändernden Wissenschaftsfeld (neu) positionieren müssen. Die Möglichkeiten reichen dabei – um nur die beiden extremen Pole zu nennen – von einer Geschlechterforschung, die die Lösung der ‚Geschlechterfrage' vor allem als ein Problem von Verwaltung und Management, von Gender Mainstreaming und Genderkompetenz begreift, bis zu einer Konzeptualisierung von Geschlechterverhältnissen im Rahmen einer Sozialtheorie, die den gesellschaftlichen Umbrüchen in einem globalisierten Kontext angemessen ist, Geschlechterungleichheiten in Relation zu neuen Formen sozialer Ungleichheit reflektiert und so zur „Ausübung eines ungeheuer schwierigen Berufs" beiträgt, der – mit Bourdieu zu sprechen – „darin besteht, der Wiederkehr des Verdrängten den Weg zu bahnen und in aller Öffentlichkeit das auszusprechen, was niemand wissen möchte".[3]

Anmerkungen

1. Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a. M.: 95
2. Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a. M.: 33
3. Bourdieu, Pierre (2002): Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt a. M.: 126